Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 253. Bromberg, den 10. Dezember 1927.

Schiggi-Schiggi.

Abenteuer des Leo Parcus in den Urwäldern Boliviens.

Von Fritz Strauß.

Copyright 1926 by R. F. Koehler, Berlin und Leipzig.

(7. Fortsetzung. — (Nachdruck verboten.)

Um einem Mißverständnis vorzubeugen, will ich hier auch gleich für später eine Bemerkung einschalten. Der eigentliche Tiger kommt hier nicht vor. Der Bolivianer sagt zwar el Tigre, der Tiger, meint aber den Jaguar. Er ist das gefürchtetste Raubtier und übertrifft den indischen Königstiger an Blutrünstigkeit und Hinterlist. Wir haben zwei Arten von Jaguaren, die sich indes nur durch ihre Größe voneinander unterscheiden: der hellere Jaguar der Pampa und der kleinere gedrungenere des Urwaldes. Der Pampajaguar erreicht eine Größe, hinter der selbst der indische Königstiger zurücksteht, eine Tatsache, die nicht allgemein bekannt sein dürfte. Ich bin im Besitz von Jaguarfellen, die jeden Zweifel entkräften, und die von maßgebenden Münchener Zoologen als „enorm" bezeichnet wurden. Dabei stammen sie nicht von meinen größten erlegten Tieren.

Das Exemplar zu meinen Füßen ist stattlich, und es lohnt sich, das Fell mitzunehmen. Wir ziehen es ab und verstauen es auf dem Rücken der weißen Bestie. Der Mosso hat während dieser Beschäftigung dauernd mit den Augen in der Pampa herumgesucht und läuft nach vollbrachter Tat davon. Ich achte nicht weiter auf ihn, wahrscheinlich hat er irgendeine Rarität entdeckt, und lege mich ins Gras. Nach etwa einer Viertelstunde kommt er wieder, unter jedem Arm, mit dem Lasso gefesselt, ein Tigerjunges.

„Don Leon, die nehmen wir mit."

„Meinethalben, wenn es dir Freude macht."

Seine Reitmula ist damit nicht einverstanden und läßt sich nur widerwillig die Katzen am Sattel befestigen. Auch als der Mosso selber wieder auf ihr sitzt, kann sie sich nicht beruhigen und macht die tollsten Sprünge und Kapriolen. Der Geruch verletzt ihre Nase, und außerdem hat sie Angst. Ich bin wirklich neugierig, wie der Mosso damit fertig wird. Er hält sich hinter mir, und es macht den Eindruck, als klappte nun die Sache. Aber nicht lange, dann galoppiert die braune Mula wie besessen an mir vorbei und schlägt dazwischen mit beiden Hinterfüßen aus, daß es den Mosso nur so wirft.

„He, Alfonso, wo hinaus denn!"

Er klammert sich an den Sattel und ruft irgend etwas Unverständliches. Die weiße Bestie rast gleichfalls hinterher, und jetzt fängt Amigo auch noch wie ein Narr zu rennen an. In drei Teufels Namen, was soll denn das bedeuten! Ich drehe mich im Sattel nach rückwärts und weiß nun einwandfrei, was los ist. In mächtigen Sätzen springt die Tigermutter hinter uns her. Das hat gerade noch gefehlt! Es ist ein ungleiches Rennen, das da gelaufen wird; sichtlich verringert sich der Abstand zwischen uns und unserer Verfolgerin. Wenn ich Amigo zum Halten bringe und absteige, habe ich ihn gesehen. Und allein mit der aufgebrachten Bestie, das hieße Gott versuchen. Mit ein paar Galoppsprüngen bin ich neben dem Mosso: „Mensch, wirf die Biester weg! Die Alte ist dicht hinter uns."

Fluchend löst er das Lasso und läßt die Katzen ins Gras fallen. Die wären wir los. Schade! Aber die Alte auch. Dem Himmel sei Dank! Ein Tiger mit Jungen ist das Gefährlichste, was es gibt. Nun wird es mir auch erklärlich, weshalb der männliche Tiger nicht von seinem Platz gewichen war. Er hat während der Abwesenheit der Mutter die Jungen gehütet. Hätte ich das geahnt, dann wäre ich hübsch im Bogen um ihn herum geritten und hätte mich schwer gehütet, ihn anzugehen.

„Alfonso, was hab' ich dir am Arroyo grande gesagt?"

„Am Arroyo grande?" Ein freundliches Lächeln legt sich auf sein Gesicht. „O, Don Leon, du bist damals sehr schön in den Arroyo grande gefallen, wo es doch so viele Pfähle gibt. Caramba, caramba, der ganze Fluß ist voll mit Pfählen. Und dann habe ich dir das Lasso zugeworfen, und dann bist du deinem Hut nachgeschwommen und hast geflucht. Und dann hast du gesagt: Glück muß der Mensch haben. Caracho, du hast recht."

Diese Geschichte kann der Mosso auswendig und hat sie mir mindestens schon ein halbes Dutzend mal erzählt. Es ist eine typische Eigenart der Leute hierzulande, sie können tagelang ein und dieselbe Geschichte wiederkauen. Genau so macht es der Mosso. Ohne jeglichen Grund platzt er urplötzlich damit in das Schweigen herein. Und seine Stimme bekommt einen weichen verlorenen Klang, als handelte es sich um eine längst verklungene, empfindsame Erinnerung seines Lebens.

•

Die Szenerie hat sich verändert, aus dem tafelflachen Geläuf der Pampa steigen Hügel, soweit das Auge reicht. Wir reiten durch Täler, ringsum von ihnen begrenzt, und reiten auf langen Wellen zu sanft geschwungenen Kuppen hinan, wie ein Schiff, das leise über die Wogen gleitet. Und ohne Grenzen wie der Ozean wandert das Land in den Himmel hinein, der sich zu ihm niederbeugt irgendwo. Und es ist, als schwebte man selbst in einer uferlosen, blauen Unendlichkeit. Und wir reiten vom Hügel ins Tal und vom Tal zum Hügel, und mit uns reitet Licht und Glanz und heiterer Sinn. An einem aber mahnt die Hand am Zügel: halt! Über Sand und Gras leuchten aus [illegible] men goldene Orangen. Ich schließe die Augen und denke an eine Fata Morgana. Aber der Mosso sagt: „Der Garten von Mercedes" und erzählt eine seltsame Geschichte. Vor vielen Jahren ist vom Mamore her ein fremder Mann durch die Pampa gezogen und hat eine Farm auf dem Hügel gebaut und ihr den Namen einer Frau gegeben: Mercedes. Er hat riesige Rinderherden besessen und viele Pferde. Aber die Rinder sind zum Teil von den Zecken aufgefressen worden, zum Teil fortgelaufen; die Pferde sind an der Pest verendet, und der fremde Mann selber ist auch zugrunde gegangen. Das Haus ist verfallen, und nur der Garten blieb stehen. Und von dieser Hazienda stammen die wilden Rinderherden der Pampa. — Ich vermag es nicht zu beurteilen, was daran Wahrheit ist und was Dichtung. Ich sehe nur den Garten vor mir mit seinen Orangenbäumen, auf denen massenweis Hühnervögel sitzen. Auch ein kleines Feld mit Zuckerrohr fällt mir angenehm ins Auge. Für alle Fälle hole ich mir zunächst ein paar von den Pabas, den Hühnervögeln, zum Abendessen herunter. Dann satteln wir hocherfreut ab. Der Mosso klettert auf einen Baum und pflückt Orangen, und ich schneide mir Zuckerrohr ab. Aber wenn je in unserem Leben, so haben wir diesmal die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Die Zecken, behauptet der Mosso, hätten die Rinder aufgefressen. Vor einer Viertelstunde habe ich darüber gelacht. Jetzt glaube ich es und beschwöre es mit einem Eid, wenn es sein muß. Sie fressen uns und das Pferd und die Mulas und die Hunde, sofern wir nicht schleunigst die Flucht ergreifen. Vom Boden und

von den Bäumen her überfallen sie uns in Scharen vom mikroskopisch kleinsten bis zum fingernagelgroßen. Wir sind einfach übersät mit ihnen. Die Pferde und Hunde wimmeln davon. Insonderheit auf den langen Ohren der Mulas hocken sie in ganzen Ballen. In diesem Garten müssen Millionen von Zecken hausen. Der Mosso und ich säubern uns gegenseitig notdürftig von diesen Plagegeistern, entfernen sie nach Kräften von den Tieren und reiten durch ein großes Termitenfeld nach einem bewaldeten Arroyo, den wir von Mercedes aus gesichtet haben.

Er entschädigt uns reichlich für die erlittene Unbill, und wir lassen uns an seinem palmenreichen Ufer häuslich nieder und beschließen, auch den nächsten Tag hier zu bleiben. Am Abend beim Essen frage ich den Mosso: „Woher kennst du den Garten Mercedes? Bist du schon einmal hier gewesen?"

„Hier? Madre de Dios, Don Leon, in diese Gegend kommt doch nie ein Mensch!"

„Wie willst du wissen, daß der Ort überhaupt so heißt? Das kann doch gerade so gut etwas anderes sein."

„Aber Don Leon, wie soll das etwas anderes sein. Weit hinterm Yata in der Pampa war einmal eine Hacienda, von der noch der Garten steht. Und die hat Mercedes geheißen. Andere Ansiedlungen hat es nie gegeben. Man kennt sie dem Namen nach, dort gewesen ist noch niemand, und wer es erzählt hat, weiß kein Mensch. Das ist schon viel zu lange her."

So ist Bolivien, ein Land voller Geheimnisse und Rätsel. Zwischen den Läufen der großen Flüsse dehnt sich das unerforschte Gebiet der großen Wildnis. Manch einer hat es schon versucht, dort Fuß zu fassen und ist verschollen, wie der fremde Mann von Mercedes. Hat sie das Fieber hinweggerafft, sind sie die Beute eines Raubtieres geworden, das Opfer von Indianern, oder sind sie in einem der Flüsse umgekommen — niemand weiß es. Die Erinnerung an sie bleibt erhalten und pflanzt sich von Mund zu Mund fort, und wenn jemand davon erzählt, dann greift er unwillkürlich nach einem der Sätze, mit denen die Märchen ihren Anfang nehmen: „Vor vielen Jahren ist ein Mann ins Land gekommen . . .", oder: „Es war einmal . . ." Nur ganz Vereinzelte haben Kunde gebracht von dem oder jenem Teil eines unbekannten Striches, in den sie sich freiwillig oder durch Zufall verirrten.

Meine Gedanken spinnen sich an die verschleierten Schicksale dieser Menschen, und ich vergesse ganz, daß der Mosso neben mir sitzt und vielleicht auf eine Antwort wartet. Aber er denkt nicht daran. Er sinnt über ganz andere Dinge und erklärt unvermittelt mit einem Seufzer: „O, Don Leon, was war die Consuela für ein schönes Mädchen! Ich habe dich oft mit ihr in Riberalta gesehen."

Consuela! Wie sonderbar der Name in die Einsamkeit hineinklingt! Und wie entrückt, wie fern das alles liegt, was gewesen ist.

„Ja, Alfonso, sie war ein schönes Mädchen. Weißt du was, wir wollen den Arroyo Consuela taufen!"

„Si, si, Don Leon, das ist ein guter Gedanke. — Sie war ein sehr schönes Mädchen, deine Consuela."

*

Am nächsten Morgen. Die Hunde vergnügen sich am Wasser, der Mosso spaltet Holz, und ich rauche eine Zigarette und betrachte mir den Hügel von Mercedes, der sich vor mir hebt. Durch die Pampa spaziert ein kleines rotes Tier auf uns zu. Das muß ein Affe sein!

„Alfonso, gibt es hier Affen?"

„In der Pampa, no, no, Don Leon!"

„Dreh' dich mal um, was ist das für ein Viech?"

„Caramba, ein Techon*), schieß, Don Leon, die haben ein ausgezeichnetes Fleisch!"

Vor lauter Begeisterung schieße ich daneben. Der Nasenbär empfiehlt sich in gemächlicher Eile und nimmt seinen Weg auf eine vorspringende Waldzunge. Zum Schießen ist es schon ein wenig zu weit, ich muß die Entfernung verringern und renne ihm nach. Im Laufen schicke ich ihm eine Kugel nach der anderen. Eine davon trifft endlich. Das Techon überschlägt sich und hüpft weiter, aber bedeutend langsamer, und nach einigen Sätzen bin ich dicht hinter ihm. Der schwarzweiß geringelte Schwanz steht einladend kerzengerade in die Luft. Gleich werden wir dich haben! — Schwupp! — Um ein Haar! Das zweitemal gelingt es sicher. Eine Idee zu kurz! — Aber jetzt! — Beinahe wäre ich auf die Nase gefallen. Heiliges Garanatenrohr, ist denn so etwas zu glauben! Immer wilder fahre ich auf den Schwanz los und erwische ihn nicht um alles in der Welt. Bei jedem Griff meine ich, ihn zu haben, und jedesmal tanzt er vergnüglich weiter. Da wird mir die Sache zu dumm, und ich schmeiße wutentbrannt dem Ausreißer das Gewehr auf den Buckel. Das hilft, der Nasenbär rührt kein Glied mehr. Sein Kopf weist einen starken Streifschuß auf.

Der Mosso steckt vier Pflöcke in den Boden und nimmt das Techon, um es abzuhäuten, zieht aber schnell wieder die Hand zurück. Es ist noch einmal lebendig geworden und will beißen. Um das Fell nicht durch einen Schuß zu zerreißen, schlage ich das kleine Tier durch kräftige Hiebe auf den Schädel mit dem Buschmessergriff tot. Und dann kommt das Unglaubliche: Vollkommen abgehäutet stellt es sich auf die vier Beinstrünke und versucht zu laufen.

„Madre de Dios, es lebt noch immer!" meint der Mosso und stößt ihm das Messer ins Herz. Ich mache ihm begreiflich, daß davon keine Rede sein könne, daß es vielmehr die letzten Zuckungen der Lebensgeister wären. Aber er bestreitet es hartnäckig: „No, no, es hat wirklich noch gelebt, Don Leon! Diese Tiere sind ungeheuer zäh."

*

Tage sind verstrichen, die Hügel liegen hinter uns in einer Ferne, die kein Blick mehr durchmißt, und vor uns weitet sich wieder die sonnenschwere Ebene der Pampa. Um die Mittagszeit künden uns einzelne Palmengruppen die Nähe eines Wassers an. Aber keinen Arroyo, wie ich anfangs annehme, sondern einen Sumpf. Zur rechten und zur linken Seite ist kein Ende abzusehen; aber bis zum Einbruch der Nacht hat es noch lange Zeit. Also nehmen wir ihn in Angriff. Die Sonne senkt sich in steter Abwärtsfahrt, die Tiere am Zügel, stapfen wir auf Grasbüscheln und durch seichte Stellen rüstig vorwärts, Stunde um Stunde. Schon wehen die Vorboten der Dämmerung um uns, aber immer noch dehnt sich endlos der Sumpf, und unsere Hoffnung, ihn heute zu überwinden, ist geschwunden. Die Nacht in diesem Lande kommt jäh, zwischen Licht und rabenschwarzer Finsternis verfliegt eine kurze Viertelstunde. Das Gelände ist überall gleich, und es wäre zwecklos, einen Lagerplatz zu suchen. Wir halten, wo wir sind. Der Mosso will mit aller Gewalt ein Feuer entfachen, aber es geht nicht, und fluchend verzichtet er auf die Fortsetzung seines Beginnens. Das Abendessen fällt aus, und das Einzige, das uns zu tun noch übrig bleibt, ist dies: wir legen unsere Sättel auf einen holperigen Grasbüschel und uns selbst ins Wasser. Vor der Sonne sind wir bereits wieder munter und halten Kriegsrat. Er währt kurz, da wir beide die gleiche Absicht hegen, nach der Pampa zurück und um den Sumpf herumzugehen. Dann haben wir die Garantie, daß wir heute nacht auf trockenem Boden schlafen. Gesagt — getan! Vier Tage reiten wir in scharfem Tempo östlich an ihm entlang und sichten am fünften einen See. Eine Lagune, wie man sie hier heißt, eine Wasserlache, aber nach unseren Begriffen ein recht netter See. Wald beschattet ihn streckenweise, und Palmen begleiten ihn einzeln und in Gruppen. Seen haben für mich immer eine besondere Anziehungskraft, und ich schlage in ihrer Nähe am liebsten ein Lager auf. In gerader Linie traben wir auf ihn zu. Das letzte Stück müssen wir die Reittiere führen, ein Streifen Sumpf trennt die Pampa vom leicht ansteigenden Ufer. Die weiße Bestie streikt. Sie bleibt stehen und schnaubt und wackelt mit den Ohren. Der Mosso geht zurück, sie zu holen und macht dabei einen merkwürdigen Umweg.

„Was ist denn los gewesen?"

„Eine Sicory kriecht hinter uns."

Mit diesem Ausdruck bezeichnet der Bolivianer eine Wasserschlangenart, die sehr gefährlich sein kann und je nach Laune den Menschen anpackt. Sie hat die Farbe eines dunklen Baumstammes und erreicht, soweit ich es beobachten konnte, eine Länge von vierzehn bis fünfzehn Metern. Mit Vorliebe döst sie regungslos im Sumpf und wird infolge ihrer Farbe und ihres gewaltigen Umfanges häufig auch mit einem Baumstamm verwechselt. Ist sie gesättigt, kann man ganz gemütlich über sie steigen und mit beiden Füßen auf sie treten, ohne daß sie irgendwie darauf reagiert. Einem in Bewegung befindlichen Tier weicht man am besten aus.

(Fortsetzung folgt.)

*) Techon = Nasenbär.

Im Frieden.

O, komm zu mir in meine Einsamkeit,
In meines Friedens sanft gewölbte Laube,
Vor der in knospenzartem Unschuldskleid
Ein Kindlein spielt, mein froher Jugendglaube.

Dem schaue tief, recht tief ins Aug' hinein
Und schimmern siehst du sel'ge Paradiese,
In Maienglanz und liebem Sonnenschein
Der schönen Heimat waldumrauschte Wiese.

Und Lieder hörst du, voll von süßem Klang,
Die ruhend jetzt dein müdes Haupt umfächeln,
Und was dir lange, lange nicht gelang,
Hier kannst du's einmal noch: kannst selig lächeln.

Karl Bienenstein.

Lichtenstein.

Roman von Wilhelm Hauff.

(8. Fortsetzung.)

„Ihr habt gut reden, Meister Kohler," antwortete der alte Diener, „aber das versteht Ihr doch nicht recht. Auf die Gasse werfen? Wer soll denn nachher haushalten?"

„Wer?" schrie der erhitzte Weber. „Wer? Ein Weib soll er nehmen, eine Hausfrau, wie ein anderer Christ und Ulmer Bürger auch; was hat er nötig, als Junggeselle zu leben und allen Mädchen in der Stadt nachzulaufen? Hab' ich ihn nicht neulich angetroffen, wie er meiner Katharine schön getan hat? Schiff und Geschirr hätte ich ihm mögen an den Kopf werfen, dem gestrengen Herrn, so aber — seine Mutter selig hat manch schönes Tafelstück bei mir weben lassen, die brave Frau — so mußt' ich meine Mütze abziehen und sagen: Gehorsamen guten Abend, und was befehlen Euer Wohledlen? Daß dich der —"

„Ei schau einer!" sagte Johann mit unmutigem Gesicht; „ich habe immer gedacht, ein Herr wie der Ratsschreiber, mein Herr, könne in allen Ehren mit Eurem Töchterchen ein Wort wechseln, ohne daß die böse Welt —"

„So? Ein Wort wechseln, und abends nach der Vesperglock' im März? Er heiratet sie doch nicht, und meint Ihr, meines Kindes guter Ruf müsse nicht so rein sein, wie Eures Herrn weiße Halskrause? Das könnt' ich brauchen!"

Der Obermeister hatte während seiner eifrigen Reden den alten Johann an der Brust gepackt und seine Stimme so erhoben, daß die Umstehenden aufmerksam wurden; der Meister Schmied hielt es daher für das Beste, den Erzürnten mit Gewalt wegzuziehen, und er verhütete so zwar weitere Streitigkeiten, doch konnte er nicht verhüten, daß es schon mittags in der ganzen Stadt hieß: Herr von Kraftens Johann habe noch in seinen alten Tagen eine Liebschaft mit des Obermeisters Töchterlein und sei von dem erzürnten Vater auf der Wiese darüber zur Rede gestellt worden.

Die Übungen des Fußvolkes waren indes zu Ende gegangen, das Volk verlief sich, und auch den jungen Mann, der die unschuldige Ursache zu jenem Streit gewesen war, sah man seine Schritte der Stadt zuwenden: sein Gang war langsam und ungleich, sein Gesicht schien bleicher als sonst, seine Blicke suchten noch immer den Boden oder schweiften mit dem Ausdruck von Sehnsucht oder stillem Gram nach den fernen blauen Bergen, den Grenzmauern von Württemberg.

Noch nie hatte sich Georg von Sturmfeder so unglücklich gefühlt, als in diesen Stunden. Marie war mit ihrem Vater abgereist; sie hatte ihn noch einmal beschwören lassen, seinem Versprechen treu zu sein, und wie unglücklich machte ihn dieses Versprechen! Wohl hatte es ihn damals nicht geringen Kampf gekostet, es zu geben; aber der betäubende Schmerz des Abschiedes, der Gram des geliebten Mädchens hatten ihn überwunden. Doch jetzt, wo er mit festerem Blick seinen Umgebungen, seiner Zukunft ins Auge sah, wie traurig, wie schwierig erschien ihm seine Lage! Nichts davon zu sagen, wie alle seine goldenen Träume, alle jene kühnen Hoffnungen von Ruhm und Ehre mit einem Mal verschwanden; nichts davon zu sagen, daß auch sein Ziel, das so nahe lag, Marien durch Kriegsdienste zu verdienen, ungewiß in die Weite hinausgerückt war — er sollte auf die Gefahr hin, von Männern, deren Achtung ihm teuer war, verkannt zu werden, diese Fahnen verlassen, gerade in einem Augenblick, wo man der Entscheidung entgegenging. Von Tag zu Tag, so lange es ihm nur möglich war, verschob er diese Erklärung; wo sollte er Gründe, wo Worte hernehmen, vor dem alten, tapfern Degen Breitenstein, seinem väterlichen Freunde, seinen Abzug zu rechtfertigen? Mit welcher Stirne sollte er vor den edlen Frondsberg treten! Ach! jene freundlichen Grüße, womit er den Sohn seines tapfern Waffengenossen zu freudigem Kampfe aufzumuntern schien, hatten ihn mit tausend Qualen gefoltert. An seiner Seite war sein Vater gefallen, er hatte gehört, wie der Sterbende den Ruhm seines Namens und ein leuchtendes Beispiel als einziges Erbe dem unmündigen Knaben zusandte; dieser Mann war es, der ihm jetzt so liebevoll die Schranken öffnete, und auch ihm mußte er in so zweideutigem Lichte erscheinen.

Er hatte sich unter diesen trüben Gedanken langsam dem Tore der Stadt genähert, als er sich plötzlich am Arm ergriffen fühlte; er sah sich um, ein Mann, dem Anschein nach ein Bauer, stand vor ihm.

„Was willst du?" fragte Georg etwas unwillig, in seinen Gedanken unterbrochen zu werden.

„Es kommt darauf an, ob Ihr auch der Rechte seid", antwortete der Mann. „Sagt einmal, was gehört zu Licht und Sturm?"

Georg wunderte sich ob der sonderbaren Frage und betrachtete jenen genauer. Er war nicht groß, aber kräftig; seine Brust war breit, seine Gestalt gedrungen. Das Gesicht, von der Sonne braun gefärbt, wäre flach und unbedeutend gewesen, wenn nicht ein eigener Zug von List und Schlauheit um den Mund sich gelagert, und aus den grauen Augen Mut und Verwegenheit geleuchtet hätten. Sein Haar und Bart waren dunkelgelb und gerollt; er trug einen langen Dolch im ledernen Gurt, in der einen Hand hielt er eine Axt, in der andern eine runde, niedere Mütze von Leder, wie man sie noch heute bei dem schwäbischen Landvolk sieht.

Während Georg diese flüchtige Bemerkungen machte, wurden auch seine Züge lauernd beobachtet.

„Ihr habt mich vielleicht nicht recht verstanden, Herr Ritter", fuhr jener nach kurzem Stillschweigen fort; „was paßt zu Licht und Sturm, daß es zwei gute Namen gibt?"

„Feder und Stein!" antwortete der junge Mann, dem es auf einmal klar wurde, was unter jener Frage verstanden sei! „was willst du damit?"

„So seid Ihr Georg von Sturmfeder", sagte jener, „und ich komme von Marien von —"

„Um Gottes willen sei still, Freund, und nenne keinen Namen", fiel Georg ein, „sage schnell, was du mir bringst."

„Ein Brieflein, Junker!" sprach der Bauer, indem er die breiten, schwarzen Kniegürtel, womit er seine ledernen Beinkleider umwunden hatte, auflöste und einen Streifen Pergament hervorzog.

Mit hastiger Freude nahm Georg das Pergament; es waren wenige Worte, mit glänzend schwarzer Tinte geschrieben; den Zügen der Schrift sah man aber an, daß sie einige Mühe gekostet haben mochten, denn die Mädchen von 1519 waren nicht so flink mit der Feder, um ihre zärtlichen Gefühle auszudrücken, als die in unseren Tagen, wo jede Dorfschöne ihrem Geliebten zum Regiment eine Epistel, so lang als die dritte St. Johannis, schreiben kann. Die Chronik, woraus wir diese Historie genommen, hat uns jene Worte aufbewahrt, welche Georgs gierige Blicke aus den verworrenen Zügen des Pergamentes entzifferten:

„Bedenk deinen Eid, — Flieh' bei Zeit.
Gott dein Geleit. — Marie dein in Ewigkeit."

Es liegt ein frommer, zarter Sinn in diesen Worten; und wer sich ein liebendes Herz dazu denkt, wie es mit diesen Zeilen in die Ferne fliegen möchte, ein Auge voll Zärtlichkeit, umflort von einem Schleier stiller Tränen, einen holden Mund, der das Blättchen noch einmal küßt, verschämte Wangen, die bei diesem geheimnisvollen Gruß erröten, wer dies dazu denkt, der wird es Georg nicht verargen, daß er einige Augenblicke wie trunken war. Ein freudiger, glänzender Blick nach den fernen blauen Bergen hin dankte der Geliebten für ihren tröstenden Spruch; und wahrlich, er war auch zu keiner anderen Zeit nötiger gewesen als gerade jetzt, um den gesunkenen Mut des jungen Mannes zu erheben. Wußte er doch, daß ein Wesen, das Teuerste, was für ihn auf der Erde lebte, ihn nicht verkannte. Der Schluß jener Zeilen erhob sein Herz zur alten Freudigkeit, er bot dem guten Boten die Hand, dankte ihm herzlich und fragte, wie er zu diesen Zeilen gekommen sei.

„Dachte ich's doch", antwortete dieser, „daß das Blättchen keinen bösen Zauberspruch enthalten müsse. Denn das Fräulein lächelte so gar freundlich, als sie es mir in die rauhe Hand drückte. Es war vergangenen Mittwoch, als ich nach Blaubeuren kam, wo unser Kriegsvolk stand. Es ist dort in der Klosterkirche ein prächtiger Hochaltar, worauf die Geschichte meines Patrons, des Täufers Johannes vorgestellt ist. Vor sieben Jahren ,als ich in großer Not und einem schmählichen Ende nahe war, gelobte ich alle Jahre um diese Zeit eine Wallfahrt dahin. So hielt ich es alle Jahre seit der Zeit, da mich der Heilige durch ein Wunder von Henkers Hand errettet hat. Wenn ich nun mein Gebet verrichtet hatte, ging ich allemal zum Herrn Abt, um ihm ein paar schöne Gänse oder ein Lamm zu bringen, oder was er sonst gerade gerne hat. — Aber ich mache Euch Langeweile mit meinem Geschwätz, Junker?"

„Nein, nein, erzähle nur weiter," antwortete Georg, „komm, setze dich zu mir auf jene Bank."

„Das würde sich schön schicken!" entgegnete der Bote, „wenn ein Bauer an des Junkers Seite sitzen wollte, den der Oberfeldhauptmann vor aller Augen so oft gegrüßt hat; erlaubt mir, daß ich mich vor Euch hinstelle."

Georg ließ sich auf einen Steinsitz am Wege nieder, der Bauer aber fuhr, auf seine Axt gestützt, in seiner Erzählung fort: „Ich hatte diesmal bei den unruhigen Zeiten wenig Lust zur Wallfahrt, aber „gebrochener Eid tut Gott leid," heißt es, und so mußte ich mein Gelübde vollbringen. Wie ich vom Gebet aufstand, um dem Abt zu bringen, was recht

ist, sagte mir einer der Pfaffen, daß ich diesmal nicht zu seiner Ehrwürden könne, weil viele Herren und Ritter dort zu Besuch seien. Ich bestand aber doch darauf, denn der Abt ist ein leutseliger Herr und hätte mir's nicht verziehen, wenn ich ihn nicht heimgesucht hätte. Wenn Ihr je ins Kloster hinaus kommt, so vergesset nicht, nach der Treppe zu schauen, die vom Hochaltar zum Dorment führt. Sie geht durch die dicke Mauer, welche die Kirche ans Kloster schließt, und ist lang und schmal. Dort war es ,wo mir das Fräulein begegnet ist. Es kommt mir nämlich ein feines Weibsbild im Schleier mit Brevier und Rosenkranz die Treppe herab entgegen; ich drücke mich an die Wand, um sie vorbei zu lassen, sie aber bleibt stehen und spricht: „Ei Hans, woher des Weges?"

„Woher kennt Euch denn das Fräulein?" unterbrach ihn Georg.

„Meine Schwester ist ihre Amme und —"

„Wie, die alte Rose ist Eure Schwester?" rief der junge Mann.

„Habt Ihr sie auch gekannt?" fragte der Bote. „Ei seh' doch einer! Aber daß ich weiter sage: ich hatte eine große Freude, sie wiederzusehen, denn ich besuchte meine Schwester häufig in Lichtenstein. Ich fragte sie, was ihr fehle, und ob ich ihr nicht etwas helfen könne? Sie besann sich eine Weile und sagte dann: „Ja, wenn du verschwiegen wärest, Hans, könntest du mir wohl einen großen Dienst leisten! Ich sagte zu, und sie bestellte mich nach der Vesper."

„Aber wie kommt sie nur in das Kloster?" fragte Georg. „Sonst darf ja doch kein Weiberschuh über die Schwelle!"

„Der Abt ist mit ihrem Vater befreundet, und da so viel Volk in Blaubeuren liegt, so ist sie dort besser aufgehoben als im Städtchen, wo es toll genug zugeht. Nach der Vesper, als alles still war, kam sie ganz leise in den Kreuzgang. Ich sprach ihr Mut zu, wie es eben unsereins versteht, da gab sie mir dies Blättchen und bat mich, Euch aufzusuchen."

„Ich danke dir herzlich, guter Hans," sagte der Jüngling. „Aber hat sie dir sonst nichts an mich aufgetragen?"

„Ja," antwortete der Bote, „mündlich hat sie mir noch etwas aufgetragen; Ihr sollt Euch hüten, man habe etwas mit Euch vor."

„Mit mir?" rief Georg; „das hast du nicht recht gehört, wer und was soll man mit mir vorhaben?"

„Da fragt Ihr mich zuviel" entgegnete jener; „aber wenn ich es sagen darf, so glaube ich, die Bündischen. Das Fräulein setzte noch hinzu, ihr Vater habe davon gesprochen, und hat nicht der Frondsberg Euch heute zugewinkt und Euch geehrt wie des Kaisers Sohn, daß sich jedermann darob verwundert? Glaubt nur, es hat allemal etwas zu bedeuten, wenn solch ein Herr so freundlich ist."

Georg war überrascht von der richtigen Bemerkung des schlichten Bauers, er entsann sich auch, daß Mariens Vater tief in die Geheimnisse der Bundesobersten eingedrungen sei und vielleicht etwas erfahren habe, was sich zunächst auf ihn beziehe. Aber er mochte sinnen, wie er wollte, so konnte er doch nichts finden, was zu dieser geheimnisvollen Warnung Mariens gepaßt hätte. Mit Mühe riß er sich aus diesem Gewebe von Vermutungen, indem er den Boten fragte, wie er ihn so schnell gefunden habe?"

„Dies wäre ohne Frondsberg so bald nicht geschehen," antwortete er; „ich sollte Euch bei Herrn Dietrich von Kraft aufsuchen. Wie ich aber die Straße herein ging, da sah man viel Volk auf den Wiesen. Ich dachte, eine halbe Stunde mache nichts aus, und stellte mich auch hin, um das Fußvolk zu betrachten. Wahrlich, der Frondsberg hat es weit gebracht. — Nun, da war mir's, als hörte ich nahe bei mir Euren Namen nennen; ich sah mich um, es waren drei alte Männer, die sprachen von Euch und deuteten auf Euch hin, ich aber merkte mir Eure Gestalt und folgte Euren Schritten, und weil ich meiner Sache doch nicht ganz gewiß war, so gab ich Euch das Rätsel von Sturm und Licht auf."

„Das hast du klug gemacht," sagte Georg lachend; „aber komm in mein Haus, daß man dir etwas zu essen reiche: wann kehrst du wieder heim?"

Hans bedachte sich eine Weile; endlich aber sagte er, indem ein schlaues Lächeln um seinen Mund zog: „Nichts für ungut, Junker; aber ich habe dem Fräulein versprechen müssen, nicht eher von Euch zu weichen, als bis Ihr dem bündischen Heer Valet gesagt habt."

„Und dann?" fragte Georg.

„Und dann gehe ich stracks nach Lichtenstein und bringe ihr die gute Nachricht von Euch; wie wird sie sich sehnen! alle Tage steht sie wohl im Gärtchen auf dem Felsen und sieht ins Tal hinab, ob der alte Hans noch nicht kommt!"

„Die Freude soll ihr bald werden," antwortete Georg, „vielleicht reite ich schon morgen, und dann schreibe ich vorher noch ein Brieflein."

„Aber greifet es doch klug an," sagte der Bote, „das Pergament darf nicht breiter sein, als jenes, das ich brachte. Denn ich muß es wieder im Kniegürtel verstecken. Man weiß nicht, was einem in so unruhiger Zeit begegnen kann, und dort sucht es niemand."

„Es sei so," antwortete Georg, indem er aufstand. „Für jetzt lebe wohl, um Mittag komme zu Herrn von Kraft, nicht weit vom Münster. Gib dich für meinen Landsmann aus Franken aus, denn die Ulmer sind den Württembergern nicht grün"

„Sorgt nicht, Ihr sollt zufrieden sein," rief Hans dem Scheidenden zu. Er sah dem schlanken Jüngling nach und gestand sich, daß das holde Pflegkind seiner Schwester keine üble Wahl getroffen habe, wenn auch die rosigen Wangen des Kindes bei der ersten Liebe der Jungfrau etwas von ihren blühenden Farben verloren hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Der bekehrte Dieb.

Mitgeteilt von **Karl Hage.**

Unter den Beduinenstämmen Afrikas war besonders einer wegen seiner herrlichen Pferde berühmt. Eines ihrer Rosse aber war schöner als alle anderen; es flog schneller als die Sandwolke des Sturmes und hatte zartere Glieder als der Strauß.

Der Fürst eines anderen Stammes, Doher, bot viel Geld, um dieses Pferd in seinen Besitz zu bringen, aber vergebens. Endlich verfiel er auf eine List, um sich des Tieres zu bemächtigen. Er beschmutzte sein Angesicht mit dem Safte eines Krautes, kleidete sich in Lumpen, band sich ein Bein beinahe bis an den Hals hinauf und gab sich auf diese Weise die Gestalt eines armseligen Bettlers. So ging er zu dem Nachbarstamm und wartete auf Nober, den Eigentümer des kostbaren Pferdes in der Nähe der Zelte, wo er bald vorbeireiten mußte

Als er Nober heranfliegen sah, rief er ihn jämmerlich um Hilfe an: „Ein armer Fremder! Seit drei Tagen liege ich hier ohne Wasser, unfähig, einen Schritt zu gehen. Ich sterbe. Hilf mir Allah wird dir's lohnen."

Nober bot ihm gütig sein Pferd an, um ihn von dannen zu seinem Stamme zu bringen.

„Ich kann nicht auf," fuhr der Listige fort. „Hilf mir aufzustehen."

Nober, von Mitleid ergriffen, kam nahe herzu, führte das Pferd dicht an den Liegenden und half ihm in den Sattel.

Da plötzlich verwandelte sich der Bettler in einen kräftigen Mann. Er sprengte davon, dem verblüfften Nober zurufend: „Ich bin Doher. Nun habe ich dein Pferd, und du wirst es niemals wiedersehen."

Nober rief ihm nach und bat ihn um ein einziges Wort.

Seiner Sache sicher, machte der Dieb in gehöriger Entfernung Halt und fragte höhnisch, welchen guten Rat Nober ihm denn noch mitzugeben habe.

„Du hast mein edles Tier genommen," sprach Nober ruhig. „Da der Himmel dies zugegeben, wünsche ich dir Glück dazu; aber ich bitte dich herzlich, es niemals jemand zu erzählen, wie du dazu gekommen bist."

„Und warum denn nicht?" stutzte Doher.

„Weil," erwiderte der edle Araber, „ein anderer Mensch vielleicht wirklich in deiner vorherigen, erbärmlichen Lage gefunden werden könnte. Aber dann könnte es sein, daß man ihm nicht hilft, denn man hält ihn einer ähnlichen Tat fähig, wie du sie begangen hast. So würdest du manche Tat des Mitleids verhindern."

So sprach er und wandte sich ab. Doher, von der Wahrheit, dem Adel und der Schönheit dieser Worte plötzlich ergriffen, ritt herbei, sprang vom Rosse, gab es dem Eigentümer zurück und umarmte ihn gerührt.

Nober lud ihn in sein Zelt ein, wo beide Freundschaft schlossen fürs Leben.

Lustige Rundschau

* **Die genaue Farbe.** Virchow verlangte im Examen genaue Farbenbestimmungen. Also: nicht braun, sondern graubraun mit einem Stich ins Grünliche usw. Einem Kandidaten, der nicht nach Wunsch antwortete, sagte er wütend: „Welche Farbe hat denn mein Rock?" Der Prüfling faßte den Rock, besichtigte ihn genau und sagte ruhig: „Als er neu war, dürfte er blau gewesen sein." — Woraufhin der Kandidat die Prüfung gut bestand.

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.